

COLE BRANNIGHAN

NAH

ERINNERUNG AN
MEINEN MÖRDER

TOD

THRILLER

ek

Cole Brannighan

Nahtod

Irland-Thriller



edition
krimi

Irland-Thriller

Kacar, Ali: Nahtod. Irland-Thriller. Hamburg, edition krimi 2022

Originalausgabe

EPUB-ISBN: 978-3-948972-68-4

PDF-ISBN: 978-3-948972-69-1

Dieses Buch ist auch als Print erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

Print-ISBN: 978-3-948972-67-7

Lektorat: Robien Schmidt-Jansen, Bergheim; Bianca Weirauch, Weida

Umschlaggestaltung: © Annelie Lamers, Hamburg

Umschlagmotiv: © Brett Sayles/pexels.com; Struktur Schrift

© pixabay.com

Mehr zum Autor auf Instagram unter »cole_brannighan« und auf seiner Webseite unter »www.cole-brannighan.de«.

Danke an Susanne Däbritz.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die edition krimi ist ein Imprint der Bedey & Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© edition krimi, Hamburg 2022

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.edition-krimi.de>

»Für das Land, in dem meine Seele zur Welt kam.«

1 McMurrough Villa

Anna Caffrey

Aschgraue Wolken krochen über den Himmel und hauchten eine dünne Schicht aus Nieselregen auf die Scheibe des rostigen, zitronengelben VW Käfers. Die Motorhaube, die sich hinten befand, war notdürftig mit Kabelbinde an der Karosserie befestigt und klapperte unter den arrhythmischen Schlägen, die den in die Jahre gekommenen Antrieb hin und wieder durchschüttelten.

Anna Caffrey schob sich eine haselnussbraune Haarsträhne hinters Ohr, nahm die schwarze Hornbrille ab und wischte sich die Tränen mit dem Ärmel ihrer Langstrickjacke weg. Danach setzte sie sich ihre Brille wieder auf und blinzelte ein paarmal, um den Schleier vor den Augen aufzulösen. Über die Billiglautsprecher kratzte der Popsong *Everybody Hurts* von R.E.M., in dem der Sänger flehentlich einen Schmerz besang, in dessen Klang die Bruchstücke ihres eigenen zerrissenen Herzens vibrierten.

Anna schob die Akten auf dem Beifahrersitz beiseite, kramte zwischen Papieren und einer ganzen Armada geklauter Werbekugelschreiber eine Tüte mit Schokokaramellbonbons hervor und stopfte sich eine Handvoll davon in den Mund. Als die Süßigkeiten auf ihrer Zunge zu schmelzen begannen, wischte sie sich mit dem Handrücken den Rotz von der Nase ab und schluckte hastig, nur um den Refrain mitzusingen. »Everybody hurts ... sometimes.«

Vor ihrem geistigen Auge flimmerten die tonlosen Bilder ihrer kaputten Beziehung wie eine Filmrolle durch einen alten Vorführprojektor. Sie hatte sich trotz besse-

ren Wissens in den Macho verliebt, der ihr nicht guttun würde. Und nach eineinhalb Jahren Auf und Ab war einfach so Schluss. »Du bist besessen von deiner Karriere, bist Mitte dreißig und willst noch immer keine Kinder. Ich kann so nicht weitermachen. Alles, was du von meinem Geld gekauft hast, behalte ich, den Rest kannst du zurückhaben«, hatte er geschrieben. Der Brief war mit der Post auf dem kleinen Schreibtisch gelandet, den sie sich mit einer Praktikantin in einem abgelegenen Teil der Unibibliothek teilte. Der Schock nach dem Lesen des Briefs, der nicht mehr als eine Kurzbotschaft gewesen war, hatte sie ihren gesamten Heimweg über begleitet. Und es war nicht besser geworden, als sie festgestellt hatte, dass er die Schlösser seiner Eigentumswohnung ausgewechselt und ihre Wäsche, ihr Glätteisen und ihre Schminksachen in den Flur des Mehrfamilienhauses gestellt hatte. Mehr als einen Wäschekorb füllte das Ganze nicht. Wenn man von einer gestörten Beziehung in die andere hineinvagabundierte, verlor man mit dem Vertrauen in den Silberstreif am Beziehungshorizont auch die ein oder andere Habseligkeit, bis alles, was man besaß, mehr oder weniger in einen Koffer passte.

Kein klärendes Gespräch; keine Message auf dem Handy; keine Abschiedsworte.

Was war schiefgelaufen? Ging es wirklich um Zukunftspläne oder gab es da eine andere Frau? Dieses Schwein hatte sie abserviert, als wäre sie der Festtagsbraten, den man nach Weihnachten einfach in die Mülltonne kippte. Natürlich wollte sie auch Kinder, doch wenn sie jetzt schwanger wurde, dann würde sie die Promotion nie schaffen. Verstanden Männer denn nicht, wie schwer Frauen der Spagat zwischen Karriere und Familie fiel? Es waren doch höchstens noch ein oder zwei Jahre, ein Zeitraum, der überschaubar war. Oder war sie wirklich besessen und selbst das Schwein?

Nein, nein und nochmals nein.

So einfach war das nicht. Sie hatte öfter beobachtet, wie er anderen Frauen hinterhergeschaut hatte. Da er in seiner Lederjacke und mit dem kantigen Kinn zum Anbeißen aussah, war es nicht immer leicht gewesen, ihn vor den Blicken anderer Frauen abzuschirmen. Auch das war ein Kampf, den Männer nicht verstanden. Obwohl sie die Vierzig erst in fünf Jahren erreichen würde, merkte sie, dass sie nicht mehr den Körper einer Zwanzigjährigen besaß. Eine Tatsache, die sich wie ein Fallbeil in Zeitlupe durch ihr Leben schnitt. Männer blieben noch lange knackig und reiften sogar mit dem Alter. Aber von Frauen wurde ewige Schönheit erwartet, ein Idealzustand, den die Schwerkraft mit der Unerbittlichkeit eines Mühlsteins zermalmt. Sie hatte sich lange mit Genderstudien beschäftigt, wobei es um soziale Unterschiede zwischen Mann und Frau, Emanzipation und Feminismus ging, doch die wahre Natur der Dinge weigerte sich, Tinte auf einer wissenschaftlichen Arbeit zu werden. Schließlich gab es nur die eine Wahrheit, und zwar, dass Männer Schweine waren und sich ungerechterweise dabei auch noch wohlfühlten.

Sie zog die Nase hoch und schluckte die letzten Karamellreste hinunter. Schon wieder hatte sie ein Ereignis aus der Bahn geworfen und sie an der Weggabelung ihres Lebens auf einen Umweg getrieben.

Auf dem letzten Schild, am Rand der Überlandstraße, hatte sie gelesen, dass es bis nach Killarney noch fünf Kilometer waren. Doch entlang der grünbraunen Büsche und vereinzelter Bäume auf der Herbstwiese wirkte alles gleich, sodass sie nicht abschätzen konnte, wie viel Strecke sie bereits gefahren war. Nicht einmal Schafhirten waren unterwegs. Die saßen bestimmt gemütlich hinter ihren Breitbildfernsehern und wetteten auf das Fußball-

spiel der Galway United gegen die Finn Harps. Bisher hatte sie nicht einmal eine Mannschaft aus der irischen Liga gekannt, doch nach einem Gespräch mit dem Tankwart, nach dessen Sportmonolog sie ernsthaft überlegt hatte, sich die Pulsadern aufzuschlitzen, hatten sich einige Informationen unabänderlich in ihr Gehirn gebrannt.

Sie wartete noch einen Moment, bis die Scheibe kaum noch Sicht auf die Straße bot, dann schaltete sie den Wischer ein. Die Gummiblätter waren so abgenutzt, dass sie Schlieren zogen und die Sicht nur wenig verbesserten. Beim nächsten Hügel schaltete sie einen Gang herunter und ließ den Motor in höherer Drehzahl arbeiten. Mit einer etwas heftigeren Zuckung des Antriebs schwappte ein Schluck Kaffee aus ihrem Becher in der Ablage auf das rissige Leder des Schaltsacks. Sie suchte die Hosentaschen ihrer Jeans vergeblich nach einem Taschentuch ab. Danach griff sie unbeholfen nach hinten und tastete über den Wäschekorb mit ihren Habseligkeiten, schnappte sich ein Kleidungsstück und wischte die Flüssigkeit auf. Bei genauerem Hinsehen war es die pinkfarbene Unterhose mit Spitze, die sie zum Geburtstag ihres Freundes gekauft hatte. Kurzerhand kurbelte sie das Fenster herunter und warf sie hinaus. Kalte Luft strömte in den Innenraum und Regentropfen benetzten ihren Oberschenkel. Das Nieseln hatte sich zu einem leichten Tröpfeln gesteigert. Sie kurbelte das Fenster wieder hoch und drehte die Heizlüftung an. Sofort roch der Innenraum nach dem süßen Aroma, das ein ananasförmiger Lufterfrischer am Lüftungsgitter verströmte.

Als der Käfer sich die letzten Meter zum Scheitelpunkt der Kuppe hochgeröchelt hatte, erblickte Anna das durch den Wind aufgewühlte Wasser des mitternachtsblauen Lough Leane. Wegen des Regens konnte sie nicht über den gesamten Killarney-Nationalpark blicken, geschwei-

ge denn bis zum anderen Ufer, wo sich die Stadt befand. Anna schaltete den Scheibenwischer auf Dauerbetrieb und bog an einem Schild mit der Aufschrift *McMurrough Villa* ab. Der schmale Weg schlängelte sich durch ein kleines Waldstück und führte zum Wendehammer an einem mit Efeu überwucherten Gebäude. Tupfenweise lugten rostrote Backsteine aus dem Bewuchs hervor und standen in Kontrast zu den weißen Sprossenfenstern, die der Fassade sowie dem vom Alter ergrauten Satteldach eine strenge Schärfe verliehen. Einzig die runde, turmartige Ausbuchtung auf der rechten Seite schien den Bau etwas aufzulockern, da auch das Gesindehaus mit den Stallungen, das nebenan stand, dem strengen Stil des Haupthauses treu war.

Anna fuhr über den Kies der Auffahrt und parkte an der Seite eines olivgrünen Land Rovers. Neben dem dunklen Geländewagen kam sie sich in ihrem Käfer so klein vor.

Mit einem letzten Zuckeln des Motors stellte sie ihn ab und schaute zum Hauseingang, der auf seinen zwei Flügeln einen geschnitzten Schild mit einem stilisierten Wildschwein trug. Fast übergangslos peitschte der Regen zu einem Prasseln auf.

Anna lächelte schief. Jetzt, da sie aussteigen musste, ging das bescheidene Wetter erst richtig los. Andererseits passte es zu ihrem Leben – von der Traufe in den Regen und vom Regen in die Traufe. Vielleicht würde das Prasseln wieder nachlassen? Sie nahm sich eine Akte mit der Aufschrift *Flooding – Bedeutung für die kognitive Verhaltenstherapie* vom Beifahrersitz und überflog kurz das Projekt, das auf dem Stapel ungeliebter Themen der Forschung für eine Dissertation auf dem altherwürdigen Mahagonitisch ihres Doktorvaters gelegen hatte. Ungeliebt, verachtet und ins Abseits gedrängt, hatte es letztlich den Weg

zu *Anna-Bad-Luck-Caffrey* gefunden. Schon als Professor Kent die Akte unter seinem Kaffeebecher hervorgezogen hatte, wäre es nichts als gesunder Menschenverstand gewesen, wenn sie kategorisch abgelehnt hätte. Anna war keine Frau für die Praxis, sondern eher für die Theorie im sicheren Büro. Doch als frisch gebackene Obdachlose war die Macht des Wortes *Nein* geschmolzen, als man ihr vorgelesen hatte, dass ihr während des gesamten Projekts gratis Kost und Logis zustehen würden. Natürlich war ihr der kapitale Haken aufgefallen, mit dem Kapitän Ahab seinen *Moby Dick* zweifelsohne gleich am Anfang des Romans hätte erlegen und sich nicht über etliche Seiten durch sein maritimes Martyrium durchquälen müssen. Doch wie immer musste es noch ein Umweg sein, eine Verlängerung, ein großer Bogen, der sie mit dem Lächeln eines Männerschweins angrinste. Manchmal gab es einfach nicht genug Eiscreme, um sich all den Frust hinunterzufressen.

Sie überflog kurz die Informationen über die drei Patienten, die aus unterschiedlichen Teilen Irlands stammten. Der erste war Declan Shannahan, ein Schüler, achtzehn Jahre alt, kurz vor seinem Abschluss, der unter einer wachsenden Sozialphobie und Ängstlichkeit litt. Der zweite war Mick Brennan, einundzwanzig, ein narzisstischer Kleinkrimineller, den ein Richter namens Farlane auf Bewährung gesetzt hatte. Und eine Frau, vierundzwanzig, Kay McLennan, arrogant, mit autoaggressiven Tendenzen, die nach einer Drogenkarriere versuchte, ihren Sohn aus der Obhut des Jugendamts zu befreien. Sie hatte mit 135 den höchsten IQ von den dreien. Alle von ihnen hatten Nahtoderfahrungen hinter sich und litten unter wahnhaften Störungen mit Angstattacken, die sie nachts in Form von Albträumen plagten. Außerdem befanden sie sich seit über zwei Jahren in Therapie, je-

doch ohne Erfolg. Ihre behandelnden Psychologen hatten sie bei dem Projekt angemeldet.

Anna blätterte weiter, entdeckte mehrere Blätter mit einem groben Ablaufplan des Projekts und einer Beschreibung. Darin stand, dass jeder Patient jeweils einen wiederkehrenden Traum beschreibe, in dem ein bestimmter Ort vorkäme. Da es in Killarney gleich drei Plätze gäbe, die der Schilderung sehr nahekämen, sei die Kleinstadt zur Durchführung der Therapie ausgesucht worden. Beim *Flooding* sollen die Patienten mit dem auslösenden Reiz überflutet werden, um die Angst zu überwinden. Doch dabei hatte sie ein flaes Gefühl im Magen, da solche Experimente außerhalb der kontrollierbaren Umgebung von Kliniken zu viele Risiken bargen, insbesondere wenn ein Betroffener Gefahr lief, einen Zusammenbruch zu erleiden. Eine Wahnvorstellung war immerhin der Versuch der menschlichen Psyche, auf eine extreme Situation mit einer Notlösung zu reagieren. Außerdem stellte die *Psychological Daily*, der Auftraggeber, keine Medikamente zur Verfügung und die Gruppe war zu klein, um solide Ergebnisse zu erzielen, die nicht von anderen Fachleuten auseinandergenommen werden konnten. Auch wenn es Nordpolforscher reizte, einzigartige Phänomene zu beobachten, während sie die Eisschicht auf ihrem Kaffee mit dem Löffel durchstoßen mussten, wollte Anna Caffrey nichts lieber als eine klinische Studie mit Blindtests, Vergleichsgruppen und einer möglichst hohen Wiederholungsrate. Sie hatte schon einmal erlebt, wie eine Kollegin von der Fachwelt zerrissen worden war, da ihren Ergebnissen die wissenschaftliche Nachvollziehbarkeit gefehlt hatte. Nach einem Jahr war sie dann an der Kasse einer Bürgerbude gelandet, da ihr Name zu nichts mehr taugte, als das Schildchen einer verschwitzten Uniform zu zieren,

die nur knapp mehr Charme besaß als die von einem Clown.

Auf allen Seiten war der Briefkopf mit dem Logo vom Wissenschaftsmagazin Psychological Daily zu sehen, zwei rote Dreiecke, die wie eine Sanduhr mit den Spitzen aufeinander zeigten. In der Fachwelt der Psychologie richteten sich viele Leute nach den Expertisen dieses Magazins und außerdem erhielt ihre Uni diverse Stiftungsgelder über die Zusammenarbeit mit ihm.

Auf der letzten Seite gab es einen kurzen Abriss über das Setting. Die McMurrough Villa stand im Besitz von Lady Marla McMurrough – der letzten Erbin einer Familiendynastie – und wurde regelmäßig für Seminare, Workshops und Tagungen vermietet. Der Zeitraum der Anmietung für dieses Projekt betrug einen Monat und umfasste ein Sonderbudget, das auf einer beigefügten blauen Kreditkarte für alle Ausgaben im Rahmen der Forschung zur Verfügung stand.

Anna steckte die Karte ein und warf einen Blick in den Rückspiegel. Ihr Eyeliner war völlig verlaufen und ihre Augen sahen verquollen aus. Sie holte aus ihrer Designerhandtasche, die sie auf dem Grabbeltisch eines Discounters erstanden hatte, ihr Schminkset und reparierte ihr Make-up. Schon nach den ersten Ausbesserungen entspannte sie sich, legte alles beiseite und lehnte sich zurück.

Das Prasseln des Regens hämmerte wie Trommelfeuer auf das Blech ihres Wagens, den sie von ihrer verstorbenen Oma geerbt hatte. Auch wenn sie beide eher eine stiefmütterliche Beziehung gehabt hatten, fühlte sie sich sicher und geborgen in diesem Auto, das sie seit Beginn ihres Studiums und nun auch auf ihrem Weg zum Dokortitel begleitete. »*Sieh zu, dass dich ein reicher Mann heiratet, sonst wird nix aus dir*«, hatte Oma immer gesagt, wenn

sie Anna von oben bis unten gemustert und für nicht gut genug befunden hatte. Noch heute dachte sie mit Unbehagen an die Frau, die ihre Enkeltochter nach dem Unfalltod ihrer Eltern großgezogen hatte.

Langsam wurden ihre Lider schwer, der Lärm fallender Tropfen verdichtete sich zu einem Rauschen, das sich wie eine dicke Decke um ihre Sinne legte und sie von der Welt isolierte.

* * *

Anna erwachte fröstelnd. Im Käfer war es kalt geworden, während der Regen nachgelassen hatte und der Abend gedämmt war. Lichter strahlten aus den Fenstern der Villa und warfen Lichtkegel auf die Veilchenbeete davor.

Anna packte ihre Akten zusammen, steckte sie in die Tasche mit dem Notebook und stieg aus dem Auto. Die Tür quietschte blechern in ihren Angeln.

Als sie in eine Pfütze trat, biss sie sich beim Anblick der eingesauten Stiefeletten auf die Unterlippe. »Echt jetzt? Das auch noch?«, zischte sie und lief zum Eingang, wo sie mit dem Türklopfer in Form eines Eberkopfs anklopfte.

Es dauerte eine Weile, bis jemand aufmachte.

»Guten Abend, Lady Caffrey«, begrüßte sie ein Mann Mitte fünfzig in kariertem Tweedanzug, der so felsgrau wie der Schieber war, den er auf dem Kopf trug. Er hatte grau melierte Bartstoppeln und trug eine erdbraune Fliege. Er kniff kurz die Augen mit den Krähenfüßen an den Seiten zusammen und schenkte ihr dann ein gemessenes Lächeln, das zu seiner steifen Körperhaltung passte.

»Sie kennen meinen Namen?«, fragte Anna.

»Sehr wohl, Mylady. Sie sind der letzte Gast auf der Liste. Die anderen sind bereits auf ihren Zimmern. Ich bin

Vernan, der Alltagsmanager von Lady McMurrrough, und heiÙe Sie herzlich willkommen.« Er lieÙ sie eintreten und schloss die TÙr hinter ihr.

Anna staunte nicht schlecht, als sie unter einen ausladenden Kristallkronleuchter trat und eine breite Treppe mit geschwungenen Geländern betrachtete, die in den ersten Stock hinaufführte. Holzvertäfelungen reichten an allen Wänden brusthoch, darüber war der Putz mintgrün gestrichen und mit Gemälden behangen, die Menschen mit aristokratischen Gesichtszügen in opulenter Bekleidung abbildeten.

»Möchten Sie einen Whiskey am Kamin, Mylady?«

Ein ganzes Fass davon und eine Tonne Eiscreme, dachte Anna und rang sich zu einer moderaten Antwort durch.

»Ja, das wäre nett.«

Vernan brachte sie in einen Raum, der nach gegerbten Tierhäuten und Möbelpolitur roch. Es war ein Jagdzimmer, mit Sofas im Chesterfield-Stil. Das rotbraune Leder war mit vielen Knöpfen zu einzelnen, gewölbten Quadraten abgesetzt. Farblich passten sie zu den unzähligen Jagdtrophäen an den Wänden. Ausgestopfte Fasane, blanke Rehbockschädel und etliche kleine Vögel zierten die Wände ringsherum. Die größte Trophäe, der Kopf eines mitternachtsschwarzen Ebers mit dolchlangen Häuern, hing über dem Kamin. Mit seinen Glasaugen wirkte er fast, als stecke noch die unbändige Wut des Waldes in ihm. Er war so gewaltig, dass sich Anna fragte, wie man solch ein Tier überhaupt erlegen konnte. Die Frage wurde ihr durch eine Sammlung von Flinten und Pistolen beantwortet, die stumm hinter dem Glas eines mahagonifarbenen Wandschranks ruhten.

»Bevorzugt Mylady einen speziellen Whiskey?«

»Nein, äh, überraschen Sie mich.«

Vernan nickte und verließ sie.

Anna stand im Raum und blickte sich um. Obwohl es hier eine außerordentlich große Zurschaustellung des Todes gab, würde sich diese Örtlichkeit gut für die Therapie eignen. Die Sessel sahen bequem aus und würden auch bei längeren Sitzungen keine Haltungsschmerzen auslösen. Außerdem liebte sie Kamine, auch wenn sie nie den Luxus hatte genießen dürfen, einen eigenen zu besitzen.

Sie stellte sich ans Feuer und genoss die Wärme, die davon abstrahlte, während das Holz knackte und einzelne Funken nach oben stoben. Anna schaute zur Tür, danach schlüpfte sie aus ihren Stiefeletten, zog sich die Socken ab und glitt mit den Füßen wieder in die nassen Schuhe. Da vor dem Kamin eine Hitzeschürze stand, drapierte sie die Socken so dahinter, dass diese nicht auffallen würden. Sie wusste nicht, ob sie in ihrem Wäschekorb, der die Habseligkeiten ihres gesamten Lebens barg, ein weiteres Paar dabei hatte, doch zumindest wollte sie heute Abend wieder trockene Füße haben.

Anna zog ihr Handy aus der Tasche und prüfte ihre Nachrichten. Außer den Mitteilungen von der Uni gab es sonst nichts. Ihr Freund hatte sich nicht gemeldet, ihr keine reuige Nachricht geschickt und klargestellt, dass er einen Fehler gemacht hatte.

Vernan kam zurück. »Mylady«, sagte er trocken und stellte auf dem niedrigen Couchtisch aus Wurzelholz einen Silberteller mit einem eckigen Kristallglas und einer Flasche Whiskey ab. »Ich habe mir erlaubt, Ihnen den Wildhound 83 Single Malt zu servieren. Er stammt aus der örtlichen Destillerie, deren Besitzer ihn persönlich und regelmäßig zur McMurrough Villa liefert.« Er goss einen Schluck ein. »Ich hoffe, er mundet Ihnen.«

Anna wusste nicht, ob ihre Entscheidung, einen Whiskey zu sich zu nehmen, gut war, da sie eher Wein bevor-

zugte. Dennoch nahm sie das Glas entgegen und roch. Es lag eine malzige Note über dem Gesöff und das erste Nippen war weit weniger grauenvoll, als sie es sich ausgemalt hatte.

Vernan schnappte sich einen Schürhaken von der Wand und spießte ihre Socken hinter der Hitzeschürze auf.

Obwohl Anna das wohlige Brennen des Alkohols in ihrer Kehle und anschließend im Magen genoss, wuchs das Gefühl, bei einer Peinlichkeit erlappt worden zu sein. Sie hoffte, dass er die Schamesröte in ihrem Gesicht aufgrund des Feuerscheins nicht so leicht erkennen würde.

»Mylady, bei Strümpfen mit hohem Polyesteranteil rate ich zu mehr Abstand vom Kamin«, bemerkte er und steckte den Haken am Griff in eine Fuge zwischen der Kamineinmauerung. »Mit diesem Abstand kann ihre Bekleidung besser trocknen und gerät nicht in Gefahr, zu verbrennen.«

Anna wusste nicht, was sie davon halten sollte. War das eine herablassende Bemerkung oder wollte er ihr tatsächlich dabei helfen, trockene Füße zu bekommen? »Danke, Vernan, das ist nett von Ihnen«, sagte sie unsicher.

»Sehr gerne. Für die Schuhe würde ich zunächst das Ausstopfen mit Zeitungspapier und für die Restfeuchtigkeit einen Schuhspanner empfehlen. Das Trocknen an der Feuerstelle würde das Leder zäh und brüchig werden lassen. Wenn Sie möchten, stellen Sie später Ihre Schuhe einfach vor Ihre Zimmertür, das Hausmädchen wird sich darum kümmern.«

Langsam verstand Anna, dass der Mann es ernst meinte und sie nicht auf den Arm nahm. »Das wäre sehr nett. Ach, ist es möglich, dass ich diesen Raum für meine Arbeit nutzen kann?«

»Natürlich, Mylady. Ihnen steht jeder Raum samt Reitstall und Gesindehaus zur Verfügung, alles, bis auf das

Gemach von Lady McMurrrough. Außerdem gibt es Verpflegung. Die Hausdame, Isabella, stellt Ihnen im Esszimmer Mahlzeiten bereit, Frühstück um 9:00 Uhr, Abendessen um 20:00 Uhr. Getränke können Sie jederzeit ordern und die Zimmer werden jeden Tag gesaugt und gereinigt.«

Anna fühlte sich wie im Luxusurlaub, den sie nie gehabt hatte. Getränke inklusive, Housekeeping und eine Ausstattung wie im *Four Seasons* Hotel. Es war zwar keine Klinik, doch es war eine Atmosphäre, in der sich zumindest entspannt arbeiten lassen würde.

»Lady Caffrey, haben Sie Gepäck im Wagen?«

»Ja.«

»Ich kann es für Sie holen.«

Wieder so ein Luxusangebot, allerdings musste sie ablehnen, da ihr der Wäschekorb irgendwie peinlich war. »Danke, das mache ich morgen früh selbst. Können Sie meinen Patienten bitte Bescheid geben, dass ich sie alle drei hier in einer Stunde zum Kennenlernen erwarte?«

»Sehr gerne, Mylady«, erwiderte Vernan und verschwand.

Anna holte ihr Notebook heraus, legte es zusammen mit den Akten auf den Tisch und fuhr das Programm hoch. In den Sekunden, die es brauchte, checkte sie noch einmal ihre Nachrichten auf dem Handy. Noch immer gab es nichts Neues von ihrem Freund.

Als ihr Computer bereit war, öffnete sie ein Fenster und gab die Grunddaten des Projekts in die Eingabefelder ein.

Nach einer Weile hatte sie für jeden der drei eine digitale Akte angelegt und las die E-Mail ihres Doktorvaters:

Hallo Anna,

ich hoffe, Sie sind gut angekommen. Ich wünsche Ihnen viel Spaß mit dem Projekt. In dem Universitätszimmer, wo Ihr Schreibtisch steht, gab es einen

*Wasserschaden, eine Leitung in der Wand ist geplatzt.
Ihre Tischnachbarin hat all Ihre Sachen in Sicherheit
gebracht. Die drei Kartonboxen stehen jetzt bei mir,
hinter dem Bücherregal.
Also, bis bald.*

Anna ließ die Schultern hängen. Ein Wäschekorb und drei Kartonboxen – zu mehr hatte sie es bislang nicht gebracht. Sie wollte antworten, als sie das Knarzen von Treppenstufen vernahm.

Sie richtete sich die weiße Bluse, bis sie den Duft nach nassem Hund wahrnahm. Sie stand schnell auf und ließ die Socken vom Schürhaken in ihrer Strickjackentasche verschwinden. Keine Sekunde zu früh.

»Hi«, sagte ein schlaksiger, junger Mann, dem der erste Oberlippenbart spross. Er zog sich die Kapuze vom Parka und dann die von seinem Hoodie herunter und wischte sich das lockige Haar aus der Stirn.

Anna ging zu ihm, lächelte und gab ihm die Hand. »Ich bin Anna Caffrey, Psychotherapeutin, und als Doktorandin an der Dublin University tätig, Genderstudies. Schön, dass Sie hier sind und an diesem Projekt teilnehmen.«

Der Junge musterte sie kurz. »Ich bin Declan Shannahan, Schüler der Abschlussklasse.«

Als er sich an der Wange kratzte, erkannte Anna, dass alle seine Fingernägel abgekaut waren. Sie mutmaßte, dass er unter hoher Anspannung stand, die wahrscheinlich mit seinen Angstzuständen zusammenhing, die in der Akte erwähnt wurden.

»Denken Sie, dass Sie mir helfen können?«, wollte er wissen.

»Ja, deswegen bin ich hier. Nehmen Sie ruhig Platz. Da Sie der Erste sind, können Sie sich einen beliebigen aussuchen.«

Declan sah sich um und setzte sich auf die Couch gegenüber dem Eingang, sodass er die Wand hinter sich hatte.

Anna hatte das erwartet. Declan schien jemand zu sein, der alles im Blick haben und niemanden hinter sich wissen wollte. Er schien ein klassischer Einzelgänger zu sein. »Gut, dann ...« Bevor sie weiterreden konnte, kam eine junge Frau herein und ließ sich auf die Couch gegenüber von Declan sacken. Mit ihrem Mantel, dem Top und der Lederhose, die so wie ihr Make-up und ihre Haare rabenschwarz waren, wirkte sie wie ein vampirisches Chamäleon auf dem dunklen Möbelstück. Einzig ihre blasse Haut und die eine giftgrün gefärbte Haarsträhne stachen aus der Dunkelheit ihrer Erscheinung hervor. Die silbernen Totenkopfringe auf ihren Fingern glänzten, als sie ihren Bobschnitt richtete.

Mit einem Gesicht, dem jegliche Emotion fehlte, nickte sie kurz zur Begrüßung. Nicht mit dem Kopf nach unten, sondern nach oben, wie es jene taten, die ihr Haupt vor niemandem beugten.

»Ich bin Anna Caffrey, Psychotherapeutin, und als Doktorandin an der Dublin University tätig. Schön, dass Sie hier sind und an diesem Projekt teilnehmen. Es ist für Sie kostenlos, da die Psychological Daily für alles aufkommt. Und Sie sind ...?«

»Hier.« Die Antwort war flapsig.

»Sie sind Kay McLennan, nehme ich an?«

»Und ich nehme an, dass Sie eine Versagerin sind.«

Anna war wie vor den Kopf gestoßen, dennoch hatte sie gelernt, sich nie vor Patienten Blöße zu geben und jede Äußerung zu nutzen, um hinter die Beweggründe jeglicher Bemerkung zu gelangen. »Wie kommen Sie darauf?«

»Da vorne liegt ein Stapel mit Akten, in denen wahrscheinlich alles über mich drinsteht, was Sie wissen müs-

sen. Dennoch wollen Sie von mir erfahren, wer ich bin – erstens. Zweitens, Sie sind in den Dreißigern und tragen keinen Ehering. Drittens, aus Ihrer Tasche schaut ein Paar Socken hervor, die wahrscheinlich so nass wie Ihre billigen Schuhe sind, und viertens, Sie sind nun die sechste beschissene Psychologin, die versucht, mich zu therapieren, wobei das Ausbildungslevel mit der Wahrscheinlichkeit der Behandelbarkeit meiner Sache gesunken ist. Lassen Sie mich raten: Niemand an der Uni hat sich um die Arbeit mit uns dreien gerissen, oder?«

Anna schluckte innerlich. Dieses junge Ding hätte gut und gerne die zynische Schwester von Sherlock Holmes sein können. Natürlich versuchte Kay, nur ihre Grenzen auszuloten und die Intelligenz ihres Gegenübers abzuschätzen, doch sie hatte gleich mehrere wunde Punkte getroffen und das nur nach ein paar Sekunden der Beobachtung. Anna ließ sich nicht darauf ein, stattdessen erwiderte sie den Angriff mit dem, womit die Patientin nichts anfangen konnte: Gleichmut.

»Danke, Miss McLennan, schön, dass auch Sie Platz genommen haben.«

»Bitte schön«, ätzte sie zurück. »Spielen wir jetzt Vertrauensspiele wie Eisscholle, fallen lassen und aufgefangen werden oder so?«

»Nein, wir warten noch auf ...«

»Mick Brennan, hübsche Frau«, vollendete der eintretende junge Mann ihren Satz. Er sah aus wie das Produkt einer unheiligen Ehe zwischen einem Seemann und einem Hipster. Er war wahrscheinlich der einzige Mensch, der eine marineblaue Strickmütze mit einem anthrazitfarbenen Sakko kombinierte. Es hätte lächerlich gewirkt ohne seinen kräftigen Körperbau und sein Lächeln, das wie die Sonne durch seinen feuerroten, gestutzten Vollbart strahlte. Er war das lebende Beispiel dafür, dass

nicht Kleider Leute, sondern Leute Kleider ausmachten. Er musterte sie mit einem unverhohlenen Fahrstuhlblick. »Wenn ich gewusst hätte, dass Psychologie so schön sein kann, hätte ich meinen Berufswunsch überdacht.«

Kay lachte auf. »Beruf? Du arbeitest bei deinem Vater im Pub als Barmann und fährst mit gestohlenen Autos in Blumenläden hinein. Da kann man kaum von Beruf sprechen, oder?«

»Vampirella ist wieder mal high, was? Die Welt ist gar nicht mehr so lustig, wenn man sich die Nadel aus dem Arm zieht«, erwiderte er.

»Ich bin eine Goth, du Prolet!«

Anna hob beschwichtigend die Hände. »Wir werden noch genug Zeit haben, um all das zu besprechen. Kennen Sie sich bereits?«

Declan zog sich die Kapuze über den Kopf und roch kurz an dem Whiskey, um ihn gleich darauf wieder abzustellen. »Wir drei sind seit gestern hier, dabei sind wir uns ein paarmal über den Weg gelaufen.«

Anna wollte sich setzen, als sie merkte, dass Mick Brennan sich auf ihren Sessel pflanzen wollte. Das musste sie gleich unterbinden, da dies eine typische Reaktion eines Alphas war, der damit seine Stellung in der Gruppe unterstreichen wollte. »Mr Brennan, würde es Ihnen etwas ausmachen, sich gegenüber dem Tisch zu setzen?« Sie hatte ihre Bitte als Aufforderung betont.

Er hielt inne, drehte sich zu ihr um und verbeugte sich. »God save the Queen.« Dabei schenkte er ihr ein Lächeln, das selbst einen Schelm zurück zur Narrenausbildung an den Hof schicken würde.

Anna nahm wieder in ihrem Sessel Platz, wartete, bis Mr Brennan saß, und schätzte kurz die Dynamik der Gruppe ab. Anscheinend hatten zwei Drittel ihrer Patienten ein Problem mit Autoritäten. Vielleicht war es besser,

einen alternativen Weg einzuschlagen und nicht in die ausgewetzte Kerbe zu schlagen, mit der ihre Standskollegen den Baum nicht hatten fällen können. »Wenn Sie einverstanden sind, nutzen wir das *Sie* mit unseren Vornamen.«

Keiner erwiderte etwas.

»Gut«, begann Anna. »Wie Kay bereits erkannt hat, habe ich Ihre Akten gelesen. Anscheinend konnte Ihnen nicht einer meiner Kollegen helfen, Ihre Störungen zu überwinden. Ich bin nicht meine Kollegen und Ihnen bietet sich hier eine einmalige Gelegenheit, sich selbst mit meiner fachlichen Unterstützung zu erforschen.«

»Ich erforsche mich auch gerne ... und andere«, grätschte Mick dazwischen.

»Wie schön, dass Sie uns das mitgeteilt haben, Mick. Also, zurück zu unserem Projekt, bei dem wir die Technik des *Flooding* einsetzen werden. Dabei werden Sie dem größten Auslöser Ihrer Angst direkt ausgesetzt, was zu einer Reizüberflutung führen und ihre Sinne so überladen soll, dass Sie so etwas wie einen Reset erleben. Und ich muss Sie auch gleich darauf hinweisen, dass dies nicht so einfach abläuft wie die Gesprächstherapie, die sie alle bereits kennen. Ich möchte, dass wir uns jeden Abend hier treffen, eine Stunde vor dem Essen. Dabei werden wir unsere Sitzungen als Gruppe führen. Je nach Fortschritt, werden wir das Ganze mit Ausflügen zu besonderen Orten ergänzen, wo sie das *Flooding* erleben sollen, um somit das Besondere ...«

»Besonders? Was wollen Sie damit andeuten, dass wir nicht normal sind? Wollen Sie jetzt auch das Wort *wahnhaft* verwenden, das mir gerne angehängt wird?«, fragte Kay gereizt.

»Sie alle stammen von unterschiedlichen Orten aus Irland. Sie werden von Albträumen und Schlaflosigkeit ge-

plagt und haben in ihren vorherigen Therapiesitzungen beschrieben, dass sie nachts Bilder von bestimmten Begebenheiten quälen. In Killarney gibt es Plätze, die ihren Schilderungen sehr nahekommen, weshalb das Ganze hier stattfindet. Es ist nicht mein Job, zu prüfen, ob Ihre Schilderungen der Realität entsprechen oder wahnhaft sind. Es geht nur um die Konfrontation. Außerdem ist Wahn per Definition nichts anderes als eine irri- ge Annahme, der man zu viel Bedeutung beimisst.« Sie nahm sich drei Bögen aus der Akte und schob jedem einen über den Tisch zu. »Bitte lesen Sie sich in Ruhe noch einmal alles durch, danach unterschreiben Sie. Da die Konfrontationstherapie nicht ungefährlich ist, geht es um den Haftungsausschluss.«

»Ein Freibrief zur Körperverletzung, total praktisch«, bemerkte Mick. »Wenn ich das nächste Mal jemandem eine verpasse, lasse ich ihn so ein Ding ausfüllen. Hatte ich so was nicht schon bei meinem Psychodoc unterschrieben?«

»Ja, das stimmt. Sie haben eingewilligt, dass Ihr jeweiliger Psychologe für Sie nach einer anderen Maßnahme suchen darf, einer, die einen anderen Ansatz verfolgt. Allerdings müssen Sie sich noch einmal gesondert mit unserem Vorhaben hier einverstanden erklären.«

Alle drei unterzeichneten das Dokument.

»Nun gut, meine Dame, meine Herren, wir starten morgen Abend mit der ersten Sitzung. Kommen Sie um 18:00 Uhr hier in dieses Zimmer. Bis dahin können Sie sich frei beschäftigen.«

Declan war der Erste, der aufstand. Er zog sich die Kapuze an den Schnürsenkeln so weit zu, dass nur noch ein Loch für sein Gesicht blieb, und dampfte ab. Mick hing sich an ihn dran, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas zu, während sie fortgingen.

»Dieser Mick ist ein Arsch!«, bemerkte Kay und starrte ihm Speere in den Rücken. »Wie lange müssen wir das hier durchziehen?«

»Einen Monat, das geht schnell vorbei.«

Kay schüttelte den Kopf und rauschte ab.

Vernan schritt an ihr vorbei und kam herein. »Lady Caffrey, Ihr Zimmer ist bereit, soll ich es Ihnen zeigen?«

»Ja, bitte«, sagte Anna und begleitete Vernan die Treppe hoch. Ihr FüÙe schmatzten geräuschvoll in den nassen Stiefeletten.

Am Ende eines langen Flurs schloss Vernan eine Tür auf, schaltete das Licht ein und übergab ihr den Schlüssel. »Die Handtücher und die Seifen sind frisch. Einen schönen Abend, Mylady.« Er verneigte sich und ließ sie allein.

Anna machte die Tür zu und freute sich über den Anblick des Himmelbetts, das unter einer verzierten Stuckdecke stand. Schwere Brokatvorhänge, die links und rechts an der Wand gerafft waren, säumten das Fenster, vor dem ein kleiner Schreibtisch mit Stuhl stand. Die Tapeten an den Wänden zeigten florale Muster in Frühlingfarben auf grünem Untergrund. Sogar die Tür zum Bad war tapeziert.

Sie legte ihr Notebook und die Akten auf dem Tisch ab und öffnete die Tür zum Badezimmer, dessen Anblick ihre wildesten Fantasien bestätigte. Alle Armaturen waren golden und die Wanne stand frei, mitten im cremefarben gekachelten Raum. Obwohl sie noch etwas an der Dokumentation arbeiten wollte, drehte sie das Wasser auf, fand ihre Wunschtemperatur und goss etwas von der Badelotion hinein, die am Waschbecken stand. Es duftete herrlich nach Rosenessenz.

Sie setzte sich an den Rand der Wanne und schaute auf ihrem Handy nach der Uhrzeit. Es war 22:30 Uhr. Fast unwillentlich glitt ihr Zeigefinger auf den Nachrichtenchat

mit ihrem Freund ... oder Ex? Es fiel ihr schwer, in diesen Kategorien zu denken, da der Bruch zu schnell und abrupt gekommen war.

Sie begann zu tippen. »Hi Jeff, ich wollte nur«, dann verwarf sie die Nachricht und begann erneut. »Wollen wir nicht über alles reden?« Sie verwarf den Text erneut. Was konnte man schreiben, wenn man Antworten auf so viele Fragen suchte, sich aber nicht kleinmachen wollte?

Sie legte das Handy zur Seite und wollte sich ausziehen. Dabei fiel ihr ein, dass das Hausmädchen ihre Schuhe mit Zeitung trocknen würde. Sie zog sie aus und stellte sie vor die Zimmertür. Danach entkleidete sie sich und stieg in die Wanne, die noch nicht einmal zur Hälfte voll war. Die Wärme des Wassers fühlte sich unendlich gut an. Sie nahm sich einen Waschlappen von der Ablage, tauchte ihn ins Wasser und legte ihn sich aufs Gesicht. Egal, was dieses Projekt bringen würde, wenn ihre Abende so ausklingen konnten, war es gar nicht schlecht.

»In meiner gesamten Dienstzeit bei den McMurrroughs bin ich stets allen Gästen mit Höflichkeit begegnet. Außer einem, der es wagte, Eiswürfel in einen Single Malt Whiskey zu geben.«

Vernan Doyle, einziger Satz seiner Rede zu seinem
zwanzigsten Dienstjubiläum

2 So läuft das hier

Anna Caffrey

Anna rieb sich noch den Schlaf aus den Augen, als sie in den lichtdurchfluteten Speisesaal trat, der nach Kaffee roch. Es war ein Wintergarten, in dem mehrere Bistrotische mit weißer Decke und Holzstühlen standen. Jeder Platz war mit glänzendem Besteck und feinen Porzellan-tellern mit Goldrand eingedeckt. Auf der anderen Seite stand eine lange Anrichte mit Frühstücksspeisen. Dampf drang aus silbernen Warmhalteschalen, die neben Brotkörben mit Toast, einem Arrangement aus Teebeuteln und Marmeladen sowie mehreren Kannen Kaffee standen.

Anna nahm sich einen Teller und klappte die Deckel der Schalen auf. Sie bediente sich an den Bohnen und Würstchen darin, griff sich zwei Stücke goldbraunen Toast und schenkte sich Kaffee ein. Mit ihrem Frühstück setzte sie sich ans Fenster und blickte aus den Glaskacheln der großen Sprossenfenster. Draußen, auf der Terrasse, standen schmiedeeiserne Stühle und Tische auf dem gepflasterten Boden. Dahinter schloss eine grüne Wiese an, die einen Hügel zu Bäumen und Büschen hinaufführte. Anna vermutete, dass dahinter der Lough Leane lag, an dessen Ufer die Ausläufer der Stadt Killarney grenzten.

Sie nahm einen Schluck Kaffee, der zwar etwas stark war, sich aber dennoch schwarz trinken ließ. Danach belegte sie ihren Toast mit Bohnen und biss ab. Während sie kaute, füllte allein der dumpfe Klang des Pendels einer antiken Standuhr, die auf der anderen Seite stand, den Raum. Wahrscheinlich war es sonst nicht so ruhig hier, wenn auch andere Gäste da waren. Die Menge an Früh-

stück, die die Hausdame aufgetischt hatte, reichte für zwanzig Personen. Vielleicht war sie es gar nicht gewohnt, für weniger zu kochen. Andererseits wusste Anna nicht, wie viel Personal hier im Haus arbeitete, was sich ebenfalls bediente. Wie auch immer es sein mochte, sie genoss den Luxus, für einen Moment alles für sich allein zu haben.

»Guten Morgen«, grüßte eine alte Dame, die den Speisesaal betrat. Sie trug ein eisblaues Kleid mit einem dazu passenden Hut mit Netz und einer Rosennachbildung auf der geschwungenen Krempe. Mit ihren weißen Haarsträhnen, die darunter hervorlugten, und ihrer vornehmen Haltung ähnelte sie der englischen Königin. Sie nahm sich einen Kaffee von der Anrichte und setzte sich ohne ein weiteres Wort an Annas Tisch.

»Sie sind gestern angereist, nicht wahr, meine Verehrteste?«, fragte sie vornehm.

Anna fand die ungebetene Nähe etwas dreist, gab sich aber locker. »Ja, gestern Abend. Ich bin Anna Caffrey und komme aus Dublin.«

»Dublin? Dort lebt ein Onkel von mir. Ich bin gerne zu Besuch bei ihm. Sagen Sie, mein Kindchen, sind die Menschen dort noch immer so schrecklich ungepflegt und rüpelhaft?«

Anna überlegte, welch Greis der Onkel sein musste, wenn schon die Nichte nicht mehr taufrisch war. Vielleicht hatte sie ihn schon länger nicht mehr besucht. »Nein, Dublin ist jetzt größer und es kommen Menschen aus aller Welt dorthin.«

»Sogar aus Wales?«

»Ja, Waliser sind auch dort. Aber ich meine noch weiter entfernte Orte.«

»Das alles verändert sich so schnell. Wissen Sie, Kindchen, ich war schon auf der Welt, als Ihr Vater noch klein war.«

»Sind Sie Lady McMurrough?«

»Ach, wo sind meine Manieren? Ja, ich bin Marla und lebe seit meiner Geburt hier vor den Toren von Killarney, das damals nicht mehr als eine Ansammlung von kleinen Häuschen war. Mein Mann ist öfter dort und organisiert Treiber für seine Jagden.«

»Leben Ihre Kinder auch hier?«

»Ach Kindchen, nicht jedem Paar sind Kinder vergönnt. Mein Mann hatte drei Frauen vor mir, doch nicht eine konnte ihm Nachkommen schenken. Ich denke, dass es an ihm selbst liegt. Aber wir haben einen Zögling, unseren Jagdhund Bran, er ist unser Ein und Alles. Wie sieht es bei Ihnen aus, wo leben Sie mit Ihrer Familie?«

Anna hielt ihre rechte Hand hoch und zeigte ihr den nackten Ringfinger. »Ich bin ... ledig.« Sie wusste nicht, wieso sie so viel Intimes preisgab, aber die Dame war ihr irgendwie sympathisch.

»Das tut mir leid.«

»Ja, mir auch. Sagen Sie, wie haben Sie beide es geschafft, über so viele Jahrzehnte zusammenzubleiben?«

»Man muss sich Freiräume lassen und einander überraschen können.«

»Überraschen? Das hat mein Ex auch mit mir gemacht, es kam tatsächlich unerwartet. Und das nur, weil ich noch etwas Zeit brauche. Hatten Sie nie den Wunsch, etwas zu werden, mehr aus sich zu machen?«

»Wer in der Grafschaft Kerry in die McMurrroughs eingehiratet hat, steht bereits ganz oben. Ich wüsste nicht, wie ich noch mehr aus meiner Stellung machen sollte.«

Anna schaute die Frau eine Weile an. Die Dame hatte einen alten Kopf, ein altes Denken und noch eine antiquierte Vorstellung von der Welt. Dennoch war sie beneidenswert, da sie auf ihre Art Karriere gemacht und eine Stellung erreicht hatte, die mit Heirat, Familie und Position vereinbar war. Andererseits war sie von ihrem

Mann und dessen Wohlwollen abhängig und musste sich immer fügen. Oder war es Anna, die alles falsch sah? Jeder Mensch lebte in seiner eigenen Welt und hatte eigene Wunschvorstellungen von dem, was er im Leben erreichen wollte.

»Kindchen, warten Sie nicht zu lange. Und wenn Sie einen Rat brauchen, können Sie sich gerne an mich wenden. So, ich muss mich jetzt um Bran kümmern, der müsste hier irgendwo faulenzen. Sie haben ihn nicht zufällig gesehen?«

»Nein, ich habe Ihren Hund nicht gesehen.«

Die Dame trank aus. »Einen schönen Tag«, sagte sie und verließ den Speisesaal.

Als Anna aus dem Fenster blickte, sah sie Kay, die mit dem Handy draußen auf und ab lief. Sie sah zornig aus und machte wilde Gesten, während sie telefonierte.

Anna schmunzelte. Jeder Mensch trug sein eigenes Päckchen mit sich herum. Möglich, dass sie diesem Mädchen helfen konnte, vielleicht aber auch nicht. Dabei fiel ihr ein, dass sie langsam ihren Käfer ausräumen musste, da sie das Gefühl frischer Unterwäsche vermisste. Doch vorher wollte sie sich noch ordentlich den Bauch vollschlagen. Im Moment war das Wichtigste der Autotank, dafür musste es einfach reichen. Allerdings gab es auch noch die Kreditkarte der Psychological Daily ... Vielleicht war es besser, den Bogen nicht zu überspannen.

* * *

Das Orange der Dämmerung drang durch die Lücken der Wolkenrudel, die über den Himmel zogen. Mit dem niedrigen Sonnenstand dehnten sich die Schatten des Haupthauses über das Gesindehaus und die Stallungen.